

Walter Satterthwait

Das Gold von Mayani

Leseprobe

»Tot«, sagte Dr. Murmajee, der seine kleinen dicken Hände vor dem runden Bauch ineinander verschränkt hatte. Wie immer bei solchen Anlässen trug er seinen schlaffen schwarzen Anzug, eine verknitterte Krawatte mit Suppenflecken und hatte dazu eine Trauermiene aufgesetzt, deren Ergriffenheit nicht ganz zu überzeugen vermochte. Er starrte aufs Bett hinunter und sagte mit über-trieben bekümmertem Nicken: »Ziemlich tot, ach ja, doch.«

»Ja«, sagte Sergeant Andrew M'butu geduldig. »Um ehrlich zu sein, Doktor, das war mir auch schon aufgefallen. Ich hatte gehofft, dass Sie mir vielleicht noch etwas mehr dazu sagen können.«

»Ah«, sagte Murmajee. Mit hochgezogenen, buschigen Augenbrauen im breiten indischen Gesicht, drehte er sich zu Andrew um. »Wird eine Autopsie gemacht?« Ihn faszinierte das Innenleben der *wazungu*, der Europäer, als erwartete er, etwas in ihnen zu finden, das bisher übersehen worden war: etwa eine Drüse, deren Sekrete weiße Hautfarbe, Verbrennungsmotoren, Computer und Imperialismus hervorbrachten.

»Ja«, sagte Andrew. »Gewiss.« Ein Appetithäppchen. »Aber trotzdem würde ich gerne wissen, was Sie uns vorher über die Leiche sagen können.«

»Ah«, sagte Murmajee und schob die Unterlippe nachdenklich vor.

»Ja. Also, das Messer, würde ich sagen - ohne dass ich mich zu diesem Zeitpunkt schon festlegen möchte, natürlich -, aber das Messer lässt doch gewisse Rückschlüsse zu. Ja? Meinen Sie nicht, Sergeant?«

»Ja, Doktor«, erwiderte Andrew seufzend. Es brachte nichts. Keine klare Aussage vor der Autopsie, damit dem Doktor bloß keiner seinen Hauptgewinn wieder wegnahm.

Zweifelsohne ließ das fragliche Messer jedoch tatsächlich gewisse Rückschlüsse zu. Der schwarze, locker von steifen, weißen Fingern umfasste Plastikgriff ragte wie ein langer, widerlicher, auf AUS gestellter Netzschalter aus dem Solarplexus des Mannes heraus.

Die nackte Leiche lag auf dem Rücken, und die weit geöffneten, toten Augen starrten zur Decke. Das dünne Laken - hellblaue ägyptische Baumwolle, wie es sich für das luxuriöse Bett in der Luxussuite eines

Luxushotels gehörte - bedeckte den Unterkörper der Leiche bis zur Hüfte. Als hätte der Mann noch vor dem Tod darauf geachtet, dass er nach seinem Tod trotz der dem Selbstmord eigenen, tief greifenden Unanständigkeit anständig aussah. Sofern man davon ausging, dass es sich um Selbstmord handelte.

Um fünf Uhr am selben Nachmittag, als Andrew gerade den letzten Bericht des Tages fertig getippt hatte, schlenderte Cadet Inspector Moi vom CID um die Stellwand, die Andrews Nische von der Sergeant Otos trennte. Der pastellfarbene Overall, den Moi heute trug, hatte einen Stich ins Kirschrote, wie Andrew nach kurzer Überlegung befand. Die Overalls gehörten genau wie der affektierte BBC-Akzent und der gestylte Spitzbart zu dem Gehabe, das Moi in seinem Austauschjahr beim Londoner Scotland Yard entwickelt hatte. Außerdem hatte er die Überzeugung gewonnen, ein scharfsinniger Detective zu sein, wobei allerdings keiner wusste, wie er dazu gekommen war.

»Hätte ein paar Minuten Zeit«, verkündete er. »Dachte, wir unterhalten uns mal über diese Messergeschichte.« Er setzte sich auf den freien Stuhl, zog die Hosenbeine ein wenig hoch, damit sie nicht zu sehr knitterten, und legte bedächtig ein Bein so über das andere, dass ein Knie direkt auf dem anderen lag. »Natürlich Selbstmord. Besteht absolut kein Zweifel, was?« Andrew lehnte sich zurück. »Und was ist mit dem Portemonnaie?« Moi zuckte lässig die Achseln. »Wer weiß? Wahrscheinlich hat der Bursche es auf Reisen immer versteckt. Gewohnheitstier, was? Hat's getan, ohne weiter darüber nachzudenken. Ganz automatisch.«

»Und er ist den ganzen Weg aus den Vereinigten Staaten hergefliegen, um hier Selbstmord zu begehen?«

Noch ein lässiges Achselzucken. »Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit sich träumen lässt, Yorick.«

Andrew runzelte verdutzt die Stirn.

»Passen Sie auf, Sergeant«, sagte Moi mit großer Nachsicht. »Ich habe gerade mit Murmajee gesprochen. Er ist davon überzeugt, dass ein Selbstmord möglich, wenn nicht gar wahrscheinlich ist. Die Spurensicherung sagt, dass nur Quentins Fingerabdrücke am Messer waren. Und Sie haben alle Berichte gesehen. Der Bursche ist mit der Maschine um sieben Uhr dreißig aus Nairobi angekommen und direkt ins Hotel gefahren. Hat allein gegessen, mit niemandem geredet, ist allein auf sein Zimmer gegangen. Als Nächstes finden wir ihn aufgespießt. Was soll das sein, wenn nicht Selbstmord?«

»Vielleicht hat er sich in Nairobi einen Feind gemacht.«

»Ich fürchte nicht«, sagte Moi. »Die Polizei in Nairobi ist dem nachgegangen. Dieselbe Geschichte wie hier. Ankunft vorgestern um drei Uhr nachmittags. Die Nacht im Hotelzimmer geblieben. Ist am nächsten Tag zum Frühstück und Mittagessen nach unten gegangen und danach jeweils gleich wieder auf seinem Zimmer verschwunden. Um fünf Uhr abgefahren. Mit dem Taxi zum Flughafen. Hat keinen getroffen, mit niemandem gesprochen.« Moi pflückte einen Fussel von seiner Hose. »Und selbst wenn. Selbst wenn er sich in Nairobi einen Feind gemacht hätte. Wie soll dieser andere Bursche hier rechtzeitig hergekommen sein, um ihn aufzuschlitzen? Die Halb-acht-Maschine war die Einzige, die gestern hier angekommen ist. Und *mit* ihm ist er sicher nicht gekommen. Die Passagiere haben Sie doch überprüfen lassen, nicht wahr?«

Andrew nickte. Sechs Touristen: vier Holländer, zwei Deutsche. Eine hier lebende Familie europäischer Abstammung, die Hendersons: Mutter, Vater, Tochter, Sohn auf dem Rückweg aus der Hauptstadt. Zwei einheimische Krankenschwestern auf der Heimfahrt von einer medizinischen Tagung. Keiner von ihnen hatte ein Motiv oder auch nur eine erkennbare Verbindung zu dem Toten. Alle hatten Alibis.

»Da sehen Sie's«, sagte Moi. »Selbstmord. Sieht ein Blinder mit dem Krückstock.«

»Wozu das Rückflugticket?«

Wieder ein Achselzucken. »Brauchte man früher, um eine Einreisegenehmigung zu bekommen.«

In den Sechzigern und Siebzigern, als die Regierung versuchte, dem Strom der Hippies Einhalt zu gebieten.

»Ja«, sagte Andrew. »Jetzt aber nicht mehr.«

»Wusste der Bursche offenbar nicht.«

»Möglich. Ich finde es immer noch seltsam, dass der Mann hierher gekommen ist, um sich umzubringen. Eine Reise von mehreren Tausend Kilometern, um Selbstmord zu begehen?«

»Seltsam, ja, ein wenig seltsam ist es schon, aber vielleicht war er einfach nicht ganz richtig im Kopf, was? Passiert schon mal, wissen Sie? Der Bursche hat in den Staaten allein gelebt - habe ich gerade von der Polizei in Atlanta erfahren. Keine Familie, keine engen Freunde. Rentner. Hat wahrscheinlich viel gegrübelt. Alte Wunden gelect. Ist plötzlich durchgedreht. Übergeschnappt, was? Hat beschlossen, einen stilvollen Abgang zu machen. Hat das Messer gekauft, das Flugticket, ist hergekommen, hat ein-, zweimal gut gegessen und sich aufgespießt. Einfach so.«

Andrew hielt den Mann, der auf dem Bett gelegen hatte, nicht für einen Grübler. Er war ausgesprochen fit gewesen für sein Alter - für jedes andere auch - und hatte eine hoch entwickelte Kampfkunst beherrscht. Nach den Schwielen zu urteilen, war er voll austrainiert. So ein Mann wäre ein Problem energisch und direkt angegangen.

Moi strich sich mit seinen langen Fingern über den Spitzbart und betrachtete Andrew. »Passen Sie auf, M'butu. Sie laufen doch nicht wieder durch die Stadt und stellen weitere Fragen, oder?«

Andrew runzelte die Stirn. »Wie meinen Sie das?«

»Also, wäre ja nicht das erste Mal, nicht wahr? Dass Sie einen Fall nehmen, der so gut wie in trockenen Tüchern ist, und darin herumstochern, nachforschen, die Nase reinstecken, bis Sie hinterher mit einer haarsträubenden und völlig anderen Lösung dastehen. Hat sich ja auch gar nicht so selten als richtig herausgestellt. Gebe ich ja zu. Alles sehr clever, Ehre, wem Ehre gebührt, aber ich kann Ihnen auch nicht verhehlen, dass das CID oft wie ein Haufen Trottel dastand.«

Andrew unterdrückte den Wunsch, darauf hinzuweisen, dass bestimmte Personen im CID es fertig brachten, auch ohne jede fremde Hilfe als Trottel dazustehen.

Mit zerfurchter Stirn und äußerst ernsthafter Miene sagte Moi: »Wissen Sie, die Aufklärung von Kapitalverbrechen, Mann, das ist unser Job, nicht wahr? Also schlage ich vor, wir beide, Sie und ich, gehen einfach einmal davon aus, dass dieser Fall gelöst ist, wie? Was meinen Sie? Ein bisschen Korpsgeist? Harmonie unter den Dienstgraden und so weiter?«

»Was ist mit dem Messer?«

Moi lehnte sich seufzend zurück. »Was soll damit sein?«

»Ein Springmesser. Das ist hier eine sehr seltene Waffe. Und auch noch illegal.«

Moi streckte die Hand in die Luft. »Na, da sehen Sie's doch, was? Er hat es mitgebracht. In den Staaten hat jeder so eines: Pfadfinder, Hausfrauen; kriegen die Babys in die Wiege gelegt.«

»Wenn er es mitgebracht hat, warum wurde es beim Zoll nicht entdeckt und beschlagnahmt?«

»Was, wenn er es in eine Hose gewickelt hat? Wie, um alles in der Welt, hätten sie es finden sollen?«

»Auf dem Bildschirm eines Durchleuchtungsgeräts wäre es zu sehen gewesen.«

Moi setzte sein viel gerühmtes vernichtendes Lestrade-Lächeln auf und dozierte mit ausgestrecktem Zeigefinger: »Nicht, wenn er sein Gepäck aufgegeben hat. Aufgegebenes Gepäck wird nicht durchleuchtet, wissen

Sie?« Sherlock Moi, der Meister des Offensichtlichen.

Andrew sagte: »Wir haben bei seinen Sachen keinen Gepäckzettel gefunden.«

»Herrje, Mann, dann hat er ihn weggeworfen. Wer bewahrt die verdammten Dinger schon auf?« Moi schüttelte den Kopf, seufzte theatralisch, sein Gesichtsausdruck wechselte von verzweifelt zu ernst, als er sagte: »Passen Sie auf, Sergeant M'butu. Andrew. Seien wir doch vernünftig. Das war Selbstmord, schlicht und ergreifend. Selbst wenn es etwas anderes gewesen wäre, was, wie ich sagte, unmöglich ist, haben wir praktisch keine Chance, es zu beweisen. Ich weiß, dass der Präsident viel auf Ihre Meinung gibt, und das natürlich vollkommen zu Recht. Und ich weiß, dass er Sie fragen wird, was Sie davon halten. Ich würde den Fall gern abschließen, so dass wir wieder unserer Polizeiarbeit nachgehen können.« Was war dieser Fall, fragte sich Andrew, wenn nicht Polizeiarbeit? »Also jetzt von Mann zu Mann«, sagte Moi, »können Sie es nicht einfach dabei bewenden lassen?«

Mit einem gewissen Bedauern gestand Andrew sich ein, dass Moi vielleicht zum ersten Mal, seit er ihn kannte, Recht haben könnte. Es gab, wie er gesagt hatte, keine Chance, zu beweisen, dass es sich um etwas anderes als einen Selbstmord handelte.

Andrew nickte. »In Ordnung.«

Mois Augenbrauen schossen überrascht in die Höhe. »Ist das Ihr Ernst?«

Andrew nickte. »Sofern keine neuen Hinweise auftauchen.«

»Oh, nein, das wird nicht passieren. Keine Chance.« Moi stand auf, strich seine Hose glatt und streckte Andrew glücklich grinsend die Hand entgegen. »Guter Mann. Bin froh, dass wir dieses kleine Gespräch geführt haben. War mir ein Vergnügen. Wenn ich etwas für Sie tun kann, sagen Sie Bescheid. Eine Hand wäscht die andere, was? Ha ha.«

»Andrew? Andrew?«

Widerstrebend öffnete Andrew die Augen. Mary lag neben ihm, hatte den Ellbogen auf die Matratze gestützt und sah auf ihn herab. Er hatte Marys Gesicht oft voller Wohlwollen und Dankbarkeit betrachtet, immer wieder dessen Schönheit bewundert, aber wenn er jetzt die Wahl gehabt hätte, wäre ihm die Innenseite seiner Augenlider sehr viel lieber gewesen.

»Oh«, brummte er.

Mary sagte: »Da ist jemand an der Tür.«

»Oh«, stöhnte er. Dann drehte er sich um und warf einen Blick auf den Wecker. Zwei Uhr. »Unmöglich«, er holte tief Luft und schloss die Augen.

»Andrew«, sagte sie und rüttelte sanft an seiner Schulter.

Dieses Mal hörte auch er es. Ein nachdrückliches Klopfen an der Haustür.

Er öffnete die Augen.

»Siehst du?«, sagte Mary.

»Oh«, stöhnte er. Unter ausgiebigem Seufzen und Stöhnen richtete er sich auf und stellte die Beine neben das Bett. Sein Kopf sackte nach vorn und drohte, vom Hals zu fallen, die Brust hinunterzurollen und wie ein Fußball über den Boden zu hüpfen.

Mondlicht fiel durch den schmalen Spalt zwischen den Vorhängen ins Zimmer. Eine ruhige Nacht.

Es klopfte wieder. Ein beunruhigendes Geräusch in der Stille. Hinter Türen, gegen die mitten in der Nacht geklopft wurde, verbarg sich nur selten etwas Erfreuliches.

»Oh«, stöhnte er und stand auf. Er stolperte zur Garderobe und fand ein frisch gestärktes Hemd - in der Hoffnung, selbst das Schicksal würde vor Marys stärksteifen Hemden zurückschrecken - und kämpfte sich hinein. Er erwischte eine Hose und zog sie taumelnd an. Dann schlurfte er durch die Schlafzimmertür, durchs mondhelle Wohnzimmer. Ein Hinderniskurs über Müllwagen, Rennautos und kleine Motorräder. Er trat auf etwas Hartes, Spitzes und sprang vor Schmerz in die Höhe.

Er beugte sich hinunter und hob es auf. Eine so genannte Action-Figur, ein futuristischer Soldat aus unzerstörbarem Plastik. Noch so eine teuflische Erfindung der Vereinigten Staaten.

Er erreichte die Haustür, drehte den Schlüssel um, öffnete sie.

Auf dem mondbeschieneenen Treppenabsatz stand Constable Duhanni. Er hatte eine steife Habachtstellung eingenommen und sah so fast wie eine übergroße Action-Figur aus, die auf ihre Befehle wartete. Er war natürlich neu, erst seit drei Wochen im Polizeidienst.

»Tut mir leid, dass ich Sie stören muss«, sagte Constable Duhanni.

Andrew tat die Entschuldigung mit einer kurzen Handbewegung ab und stellte fest, dass er die Plastikfigur noch in der Hand hatte. Stirnrunzelnd steckte er sie in die Hemdtasche. »In Ordnung, Constable. Was gibt's?«

»Auf dem Revier wird nach Ihnen verlangt, Sir.«

»Wer verlangt nach mir?«

»Der stellvertretende Minister, Sir.«

Andrew brach mitten im Gähnen ab. »Der stellvertretende Minister für was?«

»Des Inneren, Sir. Und sein Stellvertreter, Sir.«

»Der Stellvertreter vom Stellvertreter?« Etwas benebelt fragte Andrew sich einen Moment lang, ob er noch schlief und träumte, dass er dazu verdammt war, alberne Wortspiele zu spielen, bis er vor Entsetzen schreiend aufwachte. »Was wollen die von mir?«

»Ich weiß es nicht, Sir. Der Präsident hat mir nur gesagt, dass ich Sie holen soll, Sir.«

»Der Präsident ist da?«

»Ja, Sir.«

Die Anwesenheit von stellvertretenden Ministern und ihren Stellvertretern bedeutete, dass es sich um etwas Ernstes handelte. Die Anwesenheit des Polizeipräsidenten nach fünf Uhr nachmittags bedeutete, dass es weltbewegend war.

»Die Leute vom Ministerium«, sagte Andrew. »Wann sind die gekommen?«

»Vor einer Stunde, Sir. Sie sind mit dem Hubschrauber aus der Hauptstadt eingeflogen, Sir.«

Es war wirklich ernst.

Constable Duhanni sagte: »Ich warte im Wagen, Sir.«

»Lassen Sie es gut sein, Constable. Fahren Sie schon vor. Ich nehme mein Moped.«

Der Constable blinzelte. »Tut mir leid, Sir. Befehle, Sir. Ich soll Sie mit dem Wagen hinbringen.«

Andrew runzelte die Stirn. »Wieso? Bin ich festgenommen?«

»Nein, nein, Sir«, sagte Duhanni, erneut blinzelnd.

»Nein, natürlich nicht. Aber der Präsident hat es mir mit großer Bestimmtheit aufgetragen, Sir.«

Was, fragte sich Andrew, machte der Präsident nicht mit großer Bestimmtheit?

»In Ordnung«, sagte Andrew. »Ich bin sofort bei Ihnen. Und, Constable?«

»Sir?«

»Sie brauchen mich nicht Sir zu nennen, Sergeant reicht vollkommen.«

»Ja, Sir. Sergeant.«

»Sergeant«, sagte der Präsident, der hinter seinem Schreibtisch saß, »bitte kommen Sie herein. Das ist *Bwana* Nu, der stellvertretende Minister des Inneren. Und das ist sein Stellvertreter *Bwana* Teggay. Meine Herren, Sergeant M'butu.«

Die beiden Männer standen auf. Wie das Protokoll vorschrieb, schüttelte Andrew zuerst *Bwana* Nus Hand.

Der Präsident war ein großer, kräftiger Mann, aber Minister Nu war riesig. Gigantisch. Gewaltig. Er erinnerte an nichts so sehr wie an die Karikatur eines sehr wohlgenährten Kannibalen, den man auf Hochglanz poliert und dann in einen drei Nummern zu kleinen, schwarzen Anzug gesteckt hatte. Die Zahnreihen in seinem grinsenden Gesicht strahlten über Andrews Kopf wie die Tastatur eines Klaviers, als er Andrews Arm hoch- und

runterschwenkte, als wollte er Wasser aus dreißig Meter Tiefe hochpumpen. »Angenehm, Sergeant«, sagte er strahlend. »Sehr erfreut. Der Präsident hier hat uns von ein paar Ihrer Abenteuer erzählt. Faszinierende Geschichten, ganz zweifellos. Und außerdem sind Sie einer seiner besten Männer, nicht wahr?«

Er ließ Andrews Hand los, und Andrew konnte sich gerade noch ein erleichtertes Seufzen verkneifen. »Nun ja, Minister«, sagte er matt, »wir haben bei der Polizei viele gute Beamte.«

»Ha ha ha«, donnerte Minister Nu und gab ihm einen Klaps auf die Schulter. Andrew stolperte zur Seite. »Und dazu noch bescheiden«, sagte Nu. »Ich hege absolute Bewunderung für die Bescheidenheit ... Liegt vielleicht daran, dass sie mir völlig fehlt.« Wieder strahlte er. »Ha ha ha. Wir werden uns prächtig verstehen, Sergeant. Jetzt begrüßen Sie meinen Stellvertreter.«

Bwana Teggay war ein völlig anders geartetes Wesen. Er war schlank, zierlich, so groß wie Andrew und trug einen dunkelgrauen Wollanzug in Tropenqualität, dessen Nadelstreifen so dünn waren, dass man sie für Einbildung halten könnte, und der ihm so perfekt auf den Leib geschnitten war, als wäre er ein Produkt seiner Gene. Er war jung, Anfang dreißig, Andrews Alter. Seine kleinen braunen Augen waren klar und stechend, sein Lächeln so spröde wie der Mann selbst.

»Guten Abend, Sergeant«, sagte er knapp und schüttelte kurz Andrews Hand. »Verzeihen Sie, dass wir Sie mitten in der Nacht aufscheuchen mussten. Setzen Sie sich bitte, dann erklärt Ihnen der Minister, was wir von Ihnen wollen.«

Nachdem Teggay und Nu sich wieder gesetzt hatten, wobei der Minister einen kleinen Augenblick brauchte, um seinen massigen Körper auf dem Stuhl in eine bequeme Haltung zu manövrieren, setzte sich auch Andrew. Er sah den Präsidenten an. In seinem Gesicht zeigte sich keine Regung. In seinem Gesicht zeigte sich nie eine Regung.

»Nun denn«, sagte Nu, beugte sich strahlend vor und legte seine schweren Unterarme auf die ananasgroßen Knie. »Der Mann, den Sie heute Morgen im Hotelzimmer gefunden haben - wer war das Ihrer Meinung nach?«

»Meinen Sie Quentin Bradford?«, fragte Andrew.

»Ha ha«, sagte der Minister breit grinsend. »Ja, natürlich, mein Lieber, das steht so in seinem Pass. Und bestimmt auch in seinem Führerschein. Aber in den Aufzeichnungen der Meldebehörde steht etwas anderes. Oh, ja.«

»Bei der Meldebehörde?«

»Genau, mein Lieber«, sagte Nu grinsend. »Der Mann im Hotelzimmer war Robert Atlee.«

Andrew zögerte. »Robert Atlee«, wiederholte er unschlüssig.
Minister Nu runzelte ratlos die Stirn, vielleicht überrascht von dem Spannungsloch, das entstanden war, wo er doch offensichtlich einen hochdramatischen Moment inszeniert hatte. »Sagt Ihnen der Name nichts? Robert Atlee?«
»Nein, Minister, tut mir ... oh. Atlee? Robert Atlee? Der englische Kamerad von Abraham Mayani?«
Minister Nu lehnte sich mit zufriedenerm Grinsen zurück. Offenbar war die Ordnung im Universum wiederhergestellt. »Genau der. Aber ja.«
»Aber - wieso? Das ist über dreißig Jahre her. Warum sollte er jetzt hierher zurückkommen?«
»Ha ha ha«, donnerte der Minister fröhlich. »Genau das sollen Sie herausfinden.«
»Ich?« Er sah den Präsidenten an. Keine Regung.
»Sie arbeiten eine Zeit lang nicht mehr für die Polizei, sondern für uns. Sie sind dann so etwas wie ein Privatdetektiv, ja? Wie Mike Hammer. Haben Sie je etwas von diesem Mike Hammer gelesen?«
»Nein, ich fürchte nicht, Minister.«
»Großartige Geschichten, mein Lieber. Einmal muss dieser Mike Hammer weg, wissen Sie, und er will den Verbrecher nicht allein lassen. Und was macht er? Er nagelt die Hand des Verbrechers an den *Fußboden!* Mit einem *Vorschlaghammer!*« Vor Lachen schlug er sich auf die breiten Schenkel.
»Ha ha ha. Großartige Geschichten. Es gibt nichts Besseres. Ich schicke Ihnen ein paar seiner Bücher, okay?«
»Ja«, sagte Andrew. »Ja, vielen Dank. Aber mir ist nicht ganz klar, was Sie von mir wollen, Minister.«
Nu hielt seine Hand waagrecht wie eine große Flunder in die Luft. »Keine Sorge. Jimmy geht mit Ihnen die Einzelheiten durch.« Er stand auf. »Jetzt muss ich erst einmal los und telefonieren. Mein lieber Präsident, kommen Sie jetzt mit auf einen Drink?«
»Natürlich«, sagte der Präsident und stand auf. »Aber wenn ich noch etwas hinzufügen dürfte, Minister?«
Nu machte eine einladende Geste: »Aber ja doch, bester Präsident. Gewiss.«
»Sergeant, Sie müssen wissen, dass die Entscheidung, ob Sie dem Ministerium zur Hand gehen wollen, ganz allein bei Ihnen liegt. Ihre Beteiligung ist rein freiwilliger Natur. Nicht wahr, Minister?«
»Gewiss. Aber ja doch. Freiwillig ist vollkommen korrekt.« Nu strahlte fröhlich, sein Blick hielt dem des Präsidenten allerdings stand, und Andrew spürte die Spannung, das Aufeinanderprallen starker Willenskräfte, die plötzlich gegeneinander standen. Für einen Augenblick rückten die Wände

des Büros näher zusammen.

Der Blick des Präsidenten blieb fest.

»Also«, sagte *Bwana* Teggay in die Stille. »Dann erkläre ich Sergeant M'butu jetzt, worum es geht, nicht wahr?«

Minister Nu drehte sich zu ihm um und sagte »Gut, Jimmy, tun Sie das.« Die Wände schnellten wieder zurück in ihre normale Position. »Kommen Sie, bester Präsident«, sagte er grinsend. »Gehen wir einen trinken.«

»Also«, sagte *Bwana* Teggay. »Was wissen Sie über Abraham Mayani, Sergeant?«

Andrew zuckte die Achseln. »Ich weiß, dass er während der Unruhen als eine Art ... Robin Hood angesehen wurde.«

Teggay dachte kurz darüber nach, lächelte spröde und sagte: »Robin Hood, ja. So kann man es auch sagen. Und Robert Atlee?«

»Mayanis Freund. Einer der wenigen *wazungu*, die gegen die Kolonialisten gekämpft haben.«

»Ja«, sagte er mit einem steifen, schulmeisterlichen Nicken. »Genau genommen sogar der Einzige. Bis 1953 waren Mayani und Atlee Sergeants bei der GSU.«

Vor der Unabhängigkeit der paramilitärische Zweig der Polizei. Anfang der Fünfziger war er auf die Stärke einer richtigen Armee angewachsen. »Sie waren hier, in Ihrer Township, gemeinsam aufgewachsen - Atlees Vater war der Besitzer von Atlees Baumwollspinnerei, und Mayanis Vater war bei ihm Vorarbeiter. Es hieß, dass Atlee etwas mit Mayanis Schwester Rebecca hatte, aber das wurde nie bewiesen. Zweifelsohne nur ein weiterer Teil des Mythos! Wenn man den Legenden Glauben schenkt, hat Atlee mit der Hälfte der Frauen im Land geschlafen. Afrikanerinnen und Europäerinnen.« Andrew nickte. Er kannte die Legenden.

»Sie werden sicher wissen«, fuhr Teggay fort, »dass das Jahre der Unruhe waren. Unser Großer Anführer war noch im Gefängnis, aber einzelne Zellen der Freiheitskämpfer waren schon im ganzen Land aktiv und schlugen überall zu, wo sie nur konnten. Es gab sogar innerhalb der GSU eine Geheimorganisation. Mayani war eindeutig ein Kandidat für diese Gruppierung - er war intelligent, körperlich stark und äußerst charismatisch. Er wurde auch umworben, lehnte es aber ab, dieser Gruppe beizutreten. Offenbar war sein politisches Bewusstsein noch nicht reif dafür.«

Er sagte das ohne jeden Anflug von Ironie. Zum ersten Mal lief Andrew ein Schauer über den Rücken.

»Mayanis Radikalisierung wurde durch den Mord an seinem Vater und seiner Schwester ausgelöst. Sein Vater Joseph war einer der Aktivisten,

die einen Generalstreik ausrufen wollten - er handelte anscheinend, was die Politik angeht, etwas differenzierter als sein Sohn. Die Polizei hat ihm wochenlang zugesetzt, nicht nur die GSU, sondern auch die anderen Abteilungen. Am Abend des einundzwanzigsten Juni wurde er schließlich in seinem Haus angegriffen. Er und seine Tochter wurden erschossen.« Andrew nickte. »Das habe ich gelesen. Der Fall wurde nie vor Gericht gebracht.«

Teggay lächelte spröde. »Nicht sehr überraschend, wenn man bedenkt, dass die Tatwaffe laut Ermittlungsakte ein Webley .45 Revolver war. Und das war damals die Dienstwaffe der Polizei.«

»Trotzdem wurde nie eindeutig bewiesen, dass die Polizei dafür verantwortlich war.«

Wieder ein Lächeln, diesmal fast ein wenig mitleidig. »Nein, nicht vor Gericht.«

Themenwechsel, sagte sich Andrew.

»War das nicht auch die Zeit, zu der Mayani die GSU verlassen hat?«

»Ja. Er hat um eine vorzeitige Entlassung gebeten, und der Captain seiner Einheit hat abgelehnt. Also ist er einfach desertiert. Und Atlee mit ihm.«

»Hatte Atlee auch um seine Entlassung gebeten?«

»Ja. Wurde auch abgelehnt.« Teggay runzelte kurz die Stirn und starrte zu Boden, als würde er da den verlorenen Handlungsfaden seiner Erzählung wieder finden. Er blickte auf. »Beide wurden von einem GSU-Kommando auf der Beerdigung von Joseph und Rebecca Mayani gesehen. Die GSU hat sie verfolgt, aber Mayani und Atlee sind ihnen entkommen. Wochenlang hat man nichts von ihnen gehört. Dann, im Juli, haben sie fünfzig Kilometer nördlich von der Hauptstadt ein Farmhaus niedergebrannt, das dem Captain ihrer Einheit gehörte. Niemand wurde verletzt. Der Captain war nicht da, er ging gerade einer Meldung nach, dass Mayani woanders gesehen worden war - während Mayani und Atlee das Haus mit vorgehaltener Waffe ausnahmen.«

»Wenn ich mich recht entsinne«, sagte Andrew, »wurde bei Mayanis Aktionen nie jemand verletzt.«

Wieder ein schulmeisterliches Nicken. »Richtig. Und im Laufe des nächsten Jahres, als mehr Männer zu ihm stießen, gab es eine Reihe von Aktionen im Westen des Landes, wo er sich versteckt hielt. Vor allem Sabotageakte - Brücken wurden angezündet und Schienenstränge gesprengt. Die meisten Aktionen richteten sich gegen die GSU. Das ging alles ziemlich aufs Geratewohl. Taktisch brillant, aber strategisch naiv. Mayani hat die Bedeutung eines organisierten, politisch motivierten Guerillakampfes nie verstanden.«

»Soweit ich weiß, hat er sich nie mit einer anderen Gruppierung verbündet«, sagte Andrew.

»Richtig«, erwiderte Teggay. »Er war ein Abenteurer, der nicht bereit war, die Idee einer zentral organisierten, disziplinierten demokratischen Volksfront zu akzeptieren.«

All dies sagte er, ohne eine Miene zu verziehen, woraufhin Andrew ein zweiter Schauer über den Rücken lief.

»Dann«, fuhr Teggay fort, »im Juli 1954, hat er seinen ehrgeizigen Plan umgesetzt. Er hat die Lohnkasse der Polizei geraubt.«

»Ja«, sagte Andrew. »Das Gold von Mayani.«

Ein kurzes Nicken. »Genau. Durch die Arbeit der Freiheitskämpfer war die Wirtschaft ins Chaos geraten. Kaufleute akzeptierten die staatliche Währung nicht mehr. Der Hochkommissar hatte daher eine Goldlieferung aus England organisiert. Fünfundzwanzigtausend englische Pfund in goldenen Sovereigns. Um die Lieferung geheim zu halten, sollte die Ladung gut dreihundert Kilometer nördlich per Schiff angeliefert und dann unter schwerster Bewachung per LKW in die Hauptstadt transportiert werden. Das war kein besonders kluger Plan, aber der Hochkommissar war auch kein besonders kluger Mann. Jedenfalls hat Mayani es herausbekommen. Er hat die Ladung, zusammen mit Atlee, beim Löschen geraubt. Und das Gold ward nie wieder gesehen.«

»Ein paar seiner Männer wurden doch gefasst, nicht wahr?«

»Ja. Und hingerichtet. Aber keiner konnte oder wollte etwas über Mayanis Pläne verraten.«

»Es gab dann noch diese berühmte Verfolgungsjagd.« Er erinnerte sich an Zeichnungen aus den Geschichtsbüchern der Mittelstufe: Mayani und Atlee jagten mit wehenden Haaren und flatternder Kleidung auf Pferden über die Steppe.

»Er wurde durchs ganze Land gehetzt«, sagte Teggay. »Von der GSU und der Armee. Er wurde überall gesehen, auch hier, in Ihrer Township. Sie wissen natürlich, dass Daniel Tsuto, sein Lehrer aus der Oberschule, hier gelebt hat.«

»Und noch lebt. Er ist inzwischen sehr alt.«

»Ja. Und selbst eine Art Legende, wie ich gehört habe. Er gehört zu den Personen, mit denen wir uns gerne unterhalten würden.«

Plötzlich verstand Andrew, was sie von ihm wollten. »Sie glauben, dass Robert Atlee hergekommen ist, um das Gold zu holen.«

Zum ersten Mal lächelte Teggay so, dass man auch seine Zähne sehen konnte: Sie waren klein und spitz wie die eines Nagetiers. »Hundert Punkte, Sergeant«, sagte er. »Warum hätte er sonst zurückkommen sollen?«

»Glauben Sie, dass Mayani noch lebt?«

»Mayani ist tot«, erwiderte Teggay knapp. »Er wurde während des Raubüberfalls verwundet. Dafür gibt es Zeugen.«

»Er soll nach Westen über die Grenze geflohen sein.«

»Legende«, sagte Teggay. »Mythos. Der Mann ist an seinen Wunden gestorben. Atlee hat das Gold versteckt, ist entkommen und jetzt zurückgekommen, um es sich zu holen.«

»Warum hat er so lange gewartet?«

»Wer weiß? Vielleicht hat er genug mitgenommen, um davon eine Zeit lang bequem zu leben, und jetzt ist nichts mehr da. Vielleicht hatte er einfach Angst um sein Leben.«

»Aber er gilt hier als Held«, sagte Andrew. »Er hätte jederzeit ohne Probleme offiziell zurückkehren können.«

Teggays Lächeln wurde wieder mitleidig. »Nicht, um das Gold zu holen. Es gehört der Regierung.«

»Der englischen Regierung.«

»Unserer Regierung. Der rechtmäßig eingesetzten Regierung dieser Republik. Wissen Sie, wie viel das Gold jetzt wert ist, Sergeant?«

»Ich denke, sehr viel mehr als damals.«

»Fast eine dreiviertel Million englische Pfund. Mehr als eine Million US-Dollar.«

Andrew runzelte die Stirn. »Warum soll ich Ihnen helfen? Warum leiten Sie keine Untersuchung ein?«

Teggay setzte sich gerade hin, schlug die Beine übereinander. »Wir wollen das nicht an die große Glocke hängen. Wenn das mit dem Gold bekannt wird, werden wir von Schatzsuchern überrannt. Der Minister macht sich noch innerhalb der nächsten Stunde auf den Weg zurück in die Hauptstadt. Ich nehme mir unter falschem Namen hier ein Hotelzimmer. Außer Ihnen und Ihrem Präsidenten wird niemand in der Township vom Interesse des Ministeriums an diesem Fall erfahren.«

Wenn sie das glaubten, unterschätzten der Minister und *Bwana* Teggay die Effektivität des örtlichen Klatsches ganz erheblich.

»Außerdem«, fuhr Teggay fort, »kennen Sie die Leute hier. Sie werden Ihnen eher etwas erzählen.«

Aber klar. Sie würden sich darum prügeln, ihm all ihre Geheimnisse zu verraten. Wie immer. »Warum glauben Sie, dass das Geld hier in der Township ist?«

Teggay zog die rechte Augenbraue hoch und sagte: »Das ist doch wohl offensichtlich. Hier war Atlees Reiseziel. Am Achten wollte er wieder in der Hauptstadt sein. Für größere Ausflüge hatte er keine Zeit. Und Ihr

Präsident hat uns vorhin etwas über die regionalen Legenden erzählt. Dass es manchmal vorkommt, dass eine Familie, die von einem Schicksalsschlag getroffen wurde, plötzlich Geld auf der Türschwelle findet, das jemand in der Nacht dort hingelegt hat. Das Gold von Mayani, wie es heißt.«

Andrew nickte. »Ja, es stimmt, dass Leute, die Probleme hatten, auf diese Weise zu Geld gekommen sind. Aber es war Geld, kein Gold.«

Teggay zuckte kurz die Achseln. »Es ist nicht schwer, Gold in Geld zu tauschen. Das würde jeder Asiate machen, der hier ein Geschäft hat. Und für ein kleines Entgelt auch diskret. Nein, das Gold ist irgendwo in der Nähe.«

»Und derjenige, der das Gold hat, hat auch Atlee umgebracht?«

»Selbstverständlich«, sagte Teggay. Abweisend. Atlees Mörder interessierte ihn offenbar nicht.

»Eins noch, Sergeant«, sagte Teggay. »Damit das geklärt ist. Wie Ihr Präsident Ihnen schon sagte, arbeiten Sie auf rein freiwilliger Basis mit uns zusammen. Aber wenn Sie für uns arbeiten, bekommen Sie das Doppelte Ihres üblichen Lohns. Und Ihre Hilfe wird vom Ministerium mit großem Wohlwollen zur Kenntnis genommen.« Er lächelte. »Und Sie wissen sicher, dass es nicht schadet, Freunde im Ministerium zu haben.«

Das Zuckerbrot, dachte Andrew.

»Andererseits«, fuhr Teggay fort, »kann man natürlich auch sagen, dass es nicht sehr hilfreich ist - wie soll ich es ausdrücken -, zu wenig Freunde zu haben.«

Und die Peitsche.

»Sie wollen das Gold«, sagte Andrew.

»Natürlich«, erwiderte Mary. »Der Wirtschaft geht es genauso schlecht wie damals. Wir brauchen es.«

»Sie wollen das Gold für sich«, sagte Andrew. »Nicht für das Land, nicht fürs Ministerium.«

Sie saßen an dem kleinen Resopaltisch in der Küche und tranken mit Kardamom gewürzten Kaffee. Es dämmerte. Der Himmel hatte eine milchige Farbe angenommen. Langsam Zeit, die Kinder zu wecken.

Mary sah ihn einen Augenblick lang an und runzelte schließlich die Stirn.

»Bist du sicher, Andrew?«

»Warum die geheimnisvolle Anreise? Warum beauftragen sie mich damit, und nicht einen Vertreter des Ministeriums? Warum soll ich, wie Teggay mir unmissverständlich gesagt hat, nur ihm Bericht erstatten? Um das Ganze nicht an die große Glocke zu hängen? Natürlich. Sie hängen es so niedrig, dass sie das Gold, wenn sie es haben, heimlich für sich behalten können.«

»Und warum kommt der Minister dann persönlich?«

»Um den unbedeutenden Sergeant mit der großen Bedeutung seines Auftrags einzuschüchtern.«

»Aber wenn du das Gold findest, weißt du doch -« Sie brach mitten im Satz ab.

Andrew lächelte ihr über seine Kaffeetasse zu. »Mit einem unbedeutenden Sergeant aus einer kleinen Township kommt man schon irgendwie klar.«

»Das kannst du nicht machen«, verkündete sie und stellte ihre Tasse auf den Tisch. »Du musst ihnen sagen, dass du das nicht machen kannst. Lüg ihnen etwas vor. Dein Sohn ist krank. Deine Frau ist hysterisch.«

Er lächelte. »Meine Frau *ist* hysterisch.«

»Andrew -«

»Zu spät«, sagte er. »Ich habe schon eingewilligt.«

»Aber wieso?«

»Wenn ich es ablehne, können sie mir das Leben sehr schwer machen.« Er nippte an seinem Kaffee. »Und dir auch. Und den Kindern.«

»Aber wir haben bereits einige Probleme überstanden. Lieber Probleme mit dir, als ein leichtes Leben ohne dich.«

»Keiner hat etwas davon gesagt, dass ich nicht hier bin.«

»Aber was passiert, wenn du das Gold findest?«

»Das ist in dreißig Jahren niemandem gelungen.«

»Keiner hat danach gesucht. Wenn du es findest -«

Andrew zuckte die Achseln. »Vielleicht ein paar Drohungen. Vielleicht ein Bestechungsgeld.« Er lächelte wieder. »Neue Action-Figuren für die Kinder.«

Sie schüttelte den Kopf. »Sprich mit dem Präsidenten. Er hilft dir. Das weißt du doch.«

»Ja, und dann ist er in der gleichen Position wie ich.«

»Aber woher nehmen sie sich das Recht dazu?«

»Sich das Gold unter den Nagel zu reißen? Ich denke, Minister Nu würde es einfach damit begründen, dass er es haben will. Teggay ...« Er lächelte.

»Teggay würde eine ausgeklügelte Begründung liefern, die beweist, dass die historische Notwendigkeit besteht, dass ihm das Geld gehören muss.«

»Andrew.«

»Zu spät, Mary«, sagte er.

»Aber was machst du jetzt?«

»Ich suche das Gold«, sagte er. Er lächelte: »Und bete darum, dass ich es nicht finde.«